

Thomas Marschler*

Ansprache zum Requiem für Prof. Dr. Dr. h.c. Reinhold Werner

DOI 10.1515/les-2016-0002

Augsburg, St. Albert, 16. November 2015

Reinhold Werner, den wir tief bewegt zu Grabe tragen, war nicht nur seiner akademischen Profession nach, sondern wirklich mit Leib und Seele ein „Philologe“. Einer, der das Wort geliebt hat, dessen Leidenschaft die Erforschung der Sprache war, der genaue Blick auf die Kommunikation zwischen Menschen. Wenn man auf die Liste der Veröffentlichungen schaut, die er während der vergangenen Jahrzehnte in seinem Fachgebiet erarbeitet hat, dann fällt auf, dass ihn vor allem interessiert hat, wie Sprachen miteinander in Verbindung treten, wie sie sich durchdringen und ausdifferenzieren, wie sie in Bewegung sind und sich gegenseitig befruchten. „Sprachkontakte“ – so der Titel eines von Reinhold Werner herausgegebenen Bandes (Tübingen 1980) – bezeugen letztlich immer, wie *Menschen* miteinander in Beziehung stehen, wie sie ihre Kulturen, Werte und Überzeugungen einander mitteilen und füreinander verstehbar machen. Lexikografie, so war unser Verstorbener überzeugt, ist deswegen keine langweilige Angelegenheit für Archivare in den Hinterzimmern der Sprachwissenschaft, sondern seismografische Zeugenschaft am Lebenspuls der Sprache, aktive Mitarbeit an jenem nicht endenden Geschehen der Transformation und Übersetzung, das menschliches Sich-Mitteilen zuinnerst prägt.

Wandel, Transformation, Übersetzung – das sind nicht nur Begriffe der Sprachwissenschaft, sondern auch zentrale Worte des christlichen Glaubens. Worte, mit denen uns der Glaube verständlich zu machen versucht, was im Tod geschieht. Vom Weizenkorn, das sterben muss, um Frucht zu bringen, spricht Jesus im Text des Evangeliums, das uns vorgetragen wurde (Joh 12,24). „Mors translatio est ad immortalitatem“, heißt es beim Kirchenvater Laktanz – etwas pointiert könnte man auf Deutsch sagen: „Der Tod ist Übersetzung in die Unsterblichkeit hinein.“ Und in der Präfation der Begräbnismesse singt die Kirche mit Bezug auf den hl. Paulus (vgl. Phil 3,21): „Deinen Gläubigen, o Herr, wird das Leben gewandelt, nicht genommen“. Wenn wir am Grab eines geliebten Menschen stehen, den der Tod uns entrissen hat, mögen diese Worte für uns klingen

*Kontaktperson: **Thomas Marschler**, Universität Augsburg, Lehrstuhl Dogmatik,
Universitätstr. 10, 86159 Augsburg, E-Mail: thomas.marschler@kthf.uni-augsburg.de

wie unverständliche Sätze einer fremden Sprache, wie absurde Behauptungen. Viele Menschen unserer Zeit erkennen darin nicht mehr als den Ausdruck einer weltfremden Illusion, eine vielleicht gut gemeinte, aber letztlich inhaltsleere Vertröstung. Für sie ist der Tod die Grenze allen Verstehens, das Ende aller Kommunikation, der Fall in die ewige Sprachlosigkeit. Der Punkt, von dem an alles das, was einmal menschliches Denken, Fühlen und Leben trug, nur noch den Physiker und Chemiker interessiert.

Der Glaube gibt sich mit dieser resignierten Antwort nicht zufrieden – nicht, weil er es dem Menschen zutraut, den Text seines eigenen Lebens in eine Grammatik der Unsterblichkeit zu überführen, sondern weil er es Gott zutraut. In die Worte dieser Welt hinein, die vielen, flüchtigen, vorläufigen Worte, hat Gott sein Wort gesprochen, das Wort, das am Anfang war und am Ende sein wird. Er hat das Wort, in dem sein Leben selbst ist, verbunden mit einem sterblichen, Menschenworte sprechenden Leib. Und er hat es nicht verstummen lassen im Tod, sondern ihm aus der Stille des Grabes heraus neuen Klang verliehen. Seitdem ist das Wort „Gott“ in Menschenworten da, mitten in unserer Sprache. Es ist da wie ein Lehnwort, wie ein Fremdwort, wie eine neue Vokabel. Es ist, um einen Ausdruck Robert Spaemanns zu zitieren, da wie „ein unsterbliches Gerücht“, das sich nicht mehr zum Schweigen bringen lässt. Es bleibt uns irgendwie fremd, es stellt uns infrage, aber es lässt uns auch nicht los. Und wenn wir uns auf dieses Wort einlassen, dann verändert es unser Denken und unseren Blick auf das Dasein. Es öffnet unsere Sprache, deren Grenzen doch eigentlich die Grenzen unserer Welt sind, hin auf das Unaussprechliche, auf den unseren Blicken verborgenen Grund der Existenz. Die Annahme dieses Wortes heißt Glaube. Im Licht des Glaubens erhalten alle Lemmata im Glossar des Lebens neue Bedeutungen. Gott bricht in unsere Sprache ein, und er bricht sie auf. Er erklärt uns Worte neu, an denen wir zu verzweifeln drohen, Worte wie: Herkunft und Zukunft, Leiden und Tod. Und mit unseren Worten übersetzt der sich Zusagende uns selbst in seine Wirklichkeit hinein, kommuniziert er uns jene Wahrheit, die er selber ist.

Was das bedeutet, können wir, die Zurückbleibenden, die noch auf dem Weg zur endgültigen Verwandlung sind, vorerst bloß erahnen. Auch die Heilige Schrift und die Liturgie der Kirche erzählen uns davon nur in Bildern, denn es übersteigt alles, was wir bislang in diesem Leben erfahren haben und denken können. Hier und jetzt, so hat der evangelische Theologe Günter Bader einmal gesagt, ist das „Himmlische Jerusalem aus nichts als aus Metaphern erbaut“¹. Aber gerade in

1 G. Bader, AEDIFICANS HIERUSALEM DOMINUS. Über die Weise der Herabkunft der himmlischen Stadt in der Apokalypse, in: M. Moog-Grünewald/V. Olejniczak Lobsien (Hg.), Apokalypse. Der Anfang im Ende, Heidelberg 2003, 1–13, hier: 11.

ihnen und durch sie scheint das auf, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9). Spiegel- und Rätselwissen nennt Paulus das, und er unterscheidet es von der ausstehenden Schau, dem intuitiven Begreifen, der Begegnung von Angesicht zu Angesicht (1 Kor 13, 12). Ein schwaches Sich-Herantasten an eine noch verborgene Dimension der Wirklichkeit, dunkel und schattenhaft, aber mehr noch faszinierend und antreibend. Ein Vorgriff der Liebe.

Joseph Kardinal Bernardin, der als Kind einer italienischen Einwandererfamilie in den USA bis zum Erzbischof von Chicago aufgestiegen war, erkrankte in den 90er Jahren schwer an Krebs. Kurz vor seinem Tod im Jahr 1996 schrieb er ein kleines Buch mit dem Titel „Das Geschenk des Friedens. Reflexionen aus der Zeit des Loslassens“ (München ²1999). Darin findet sich gegen Ende die folgende Passage (129 f.): „Viele Menschen haben mich gebeten, ihnen vom Himmel und dem Leben nach dem Tod zu erzählen. Manchmal habe ich bei dieser Frage gelächelt, denn ich weiß nicht mehr als sie. Als mich jedoch ein junger Mann fragte, ob ich mich darauf freue, mit Gott und all jenen, die mir vorangegangen sind, vereint zu sein, zog ich eine Parallele zu einem Erlebnis [das ich früher gemacht hatte] (...): Als ich das erste Mal mit meiner Mutter und meiner Schwester in die elterliche Heimat nach Tonadico di Primiero in Norditalien reiste, hatte ich den Eindruck, schon einmal dort gewesen zu sein. Nach Jahren, in denen ich viel in Mutters Fotoalbum geblättert hatte, kannte ich die Berge, das Land, die Häuser und die Menschen. Als wir in dem Tal ankamen, sagte ich: ‚Mein Gott, ich kenne diesen Ort. Ich bin zu Hause.‘“ Und der Kardinal fährt fort: „Irgendwie, glaube ich, wird der Übergang von diesem zum ewigen Leben ähnlich sein. Ich werde zu Hause sein.“

Übergang, Transformation, Nach-Hause-Kommen. So unvorstellbar, aber schon jetzt gegenwärtig in den Bildern unserer Sehnsucht und in Gottes Metaphern der Verheißung. Reinhold Werner hat nicht nur in vielen Sprachen dieser Erde gefühlt und gedacht, sondern auch in der Sprache des Glaubens und der Liebe zu Gott. Er hat gelebt in der Hoffnung auf die große Übersetzung, die Gott uns im Augenblick des Todes verspricht. Und deswegen dürfen auch wir von ihm Abschied nehmen nicht nur mit Achtung und Dankbarkeit, sondern vor allem mit freudiger Hoffnung. Am Vorabend des Advents ist er uns vorangegangen zu Gott, zum kommenden Gott, der schon hier und jetzt einbricht in unsere Sprache und in unser Leben.